

„Der euch geworfelt hat“

– Dankrede für den *Elisabeth-Langgässer-Literaturpreis* 1994. –

Einen Preis zugesprochen zu bekommen, der den Namen Elisabeth Langgässer trägt, verstehe ich als Herausforderung, mich zu bekennen. Zunächst bekenne ich mich in Dankbarkeit zu ihrer Geburtsstadt Alzey und deren Bürgern, die diesen Preis für Schriftsteller ausgesetzt haben.

Krame ich in meinen Erinnerungen, um mir zu vergegenwärtigen, wie und wo ich zuerst auf den klangvollen, einprägsamen Namen Elisabeth Langgässer stieß, muß ich weit zurückgehen in die Brot- und Lesehungernachkriegsjahre, die ich in Meißen verbrachte. Über wie viele dieser meist um die Suppenfrage kreisenden Erlebnisse hat sich inzwischen das Dunkel gebreitet und sie so unkenntlich gemacht? Es fällt schwer, mir allen Ernstes zu glauben, jener Sechzehn-, Siebzehnjährige, der seine Lehrlingsfeierabende voller spannungsgeladener Erwartungen im Lesesaal der Stadtbücherei zu Meißen verbrachte, sei tatsächlich ich selbst gewesen. Jedenfalls handelt es sich da um ein ganz anderes Ichselbst, das jenem von heute so wenig ähnlich ist, daß es sich darin kaum noch zu erkennen vermag. Damals trieb ich als juveniler Autodidakt seltsame literarhistorische Studien, die ganz ohne Lebenszweck waren, wo ich doch weit besser getan hätte, mich in die Feinheiten und Geheimnisse von Mehlsorten zu vertiefen. Seit dem Abbruch des Oberschulbesuchs war ich in der Einkaufs- und Liefergenossenschaft des Bäcker-, Müller- und Konditorenhandwerks für den Kreis Meißen kaufmännischer Lehrling en gros und en détail. Im Handapparat des Lesesaals entdeckte ich Albert Soergels Bände *Dichtung und Dichter der Zeit*. Ich las die Schriftstellerartikel im *Großen Brockhaus* Band für Band. Unter den ausliegenden Journalen befand sich die Monatsschrift *Der Aufbau*. In einem dieser Hefte las ich, daran erinnere ich mich seltsamerweise sehr genau, von einer Schriftstellerin namens Elisabeth Langgässer. Ein Name, der sich nicht wieder vergaß. Krankhaftes Namensgedächtnis? Mag sein. Heiligabend 1952 fand ich in einem Antiquariat Wolfgang Weyrauchs Bestandsaufnahme *Die Pflugschar*, erschienen 1947 im *Aufbau-Verlag* Berlin. Diese Anthologie gehört zu den Büchern, die mich auf den Weg gebracht haben, auf den Weg zur Literatur. Lebenserweckende Lektüre, die einen Horizont aufriß. Von den Texten bezog ich meine Maßstäbe. In diesem Kompendium der Trümmerliteratur stieß ich auf Gedichte von Eich, Huchel, Oda Schaefer, Marie Luise Kaschnitz. Zu den Beiträgen, die mir durch ihre eigentümliche Sprachbehandlung auffielen, zählten die von Elisabeth Langgässer: „Hochsommer“ und „In den Mittag gesprochen“.

*Schläfriger Garten. Gedankenlos
wie der Daume über dem Daume:
Sage, wer trägt die Birne im Schoß,
den Apfel, die Eierpflaume?*

*Breit auseinander setzt Schenkel und Knie
weil schon Spilling und Mirabelle
höher sich wölben voll Saft und Magie,
die Natur auf der Sommerschwelle.*

*Bis an den Umkreis der Schale erfüllt
sind die Früchte nur mit sich selber,
und in die flimmernden Lüfte gehüllt,
überläuft es sie blauer und gelber.*

*Pochender Aufschlag. Was trägt und enthält,
ist das Ganze von Allen geboren.
Innen ward Außen. Was ungepflückt fällt,
geht wie Traum an das Ganze verloren.*

*Scharren im Laube. Ein brütendes Huhn
sitzt getrost auf zerbrochenem Rade.
Zeit, wohin fließest du? Nach Avalun...
Süßes, wie heißest du? Kern in den Schuh'n
purpurblaun, gelben? Du wirkendes Ruhn?
und ein Jegliches antwortet: Gnade.*

Schwer zu sagen, was mich damals an diesen Strophen faszinierte. Vielleicht nicht viel mehr als der Klang und die beschworene Sommermittagsstunde mit ihrer Gartenszenerie, zu der sich leicht assoziieren ließ. Also: die Oberfläche, die Hülle des Gedichts. Daß es sich hier um ein Paradebeispiel für Magischen Realismus handelt, wußte ich erst wesentlich später. Auch was es mit dem Ort Avalun auf sich hat, war mir damals nicht geläufig. Und nicht erst zu reden von der kühnen Feststellung „Innen ward Außen“, die auf Novalis verweist und von ihr zu einem Schlüsselwort gesteigert wurde.

Einige Jahre später entdeckte ich bei meinen literarischen Exkursionen in der *Deutschen Bücherei* die Zeitschrift *Die Kolonne*; 1929–1932 im *Wolfgang Jeß Verlag* Dresden erschienen, herausgegeben von Martin Raschke und Arthur A. Kuhnert. Der eigentliche Spiritus rector war Günter Eich, aber er wollte ungenannt bleiben. Der leicht militant klingende Titel ist wohl eher als Reminiszenz einer auf Zusammenschluß, auf Geschlossenheit bedachten Generation zu werten, die von Idealen bündischer Jugendbewegung geprägt war. Die Herausgeber, beide dem Jahrgang 1905 zugehörig, verstanden es, binnen kurzem einen Kreis Gleichgestimmter um sich zu scharen. Unter ihnen erstaunliche Begabungen. Das Besondere daran ist, daß es den meisten um eine neue Art von Naturlyrik ging. Die instabilen politischen Verhältnisse der Weimarer Republik, einmündend und eingebettet in eine Weltwirtschaftskrise mit massenhafter Existenzvernichtung und sozialer Deklassierung, dürften erheblich dazu beigetragen haben, daß diese junge Generation ihr Heil weitab von aller Tagespolitik suchte. Das überstrapazierte Wort „Politikverdrossenheit“ war noch nicht erfunden, aber die Verweigerungshaltung gegenüber gesellschaftlichen, historischen Bezügen gehörte zum Programm, sie war erklärter Stilwille. An die Stelle neusachlicher Banalitäten oder gar proletarisch-revolutionären Kampfgeistes rückten ahistorische Vorstellungen. Schien doch dieser urbanisierten Bürgergeneration von der Natur weit mehr Lebensvertrauen und Glaubwürdigkeit auszugehen. Das Unsichtbare, das Geheimnisvolle der Schöpfung, hinter den Dingen und Erscheinungen verborgen, galt es zu benennen, also das Magische. Dafür gab es die verschiedensten Spielarten, die aber wohl alle von einer „metaphysischen Ganzheit“ ausgingen. Romantische Vorstellungen gewiß, die sich vor allem an Novalis nährten. Aber auch auf Aspekte der Lebensphilosophie, des Vitalismus setzte diese Rückwendung. Nach 1933 wurde das Naturgedicht für viele dieser

Generation zu einem Refugium, in dem humane Bewahrung möglich war.

Elisabeth Langgässer arbeitete von Ende 1931 an regelmäßig an der *Kolonne* mit, bis zum letzten Heft. Von ihr erschienen dort neben Gedichten ein Auszug aus der Kindheitsmythe *Proserpina*, die Erzählung „Mars“, Teil des *Triptychons des Teufels*, das von Wolfgang Jeß verlegt wurde, und eine Rezension zu Max Picards Buch *Das Menschengesicht*. In enger Verbindung zur Zeitschrift Murtin Raschkes ist dessen *Neue lyrische Anthologie* zu sehen, ebenfalls 1932 bei Jeß erschienen, die im wesentlichen auf den Mitarbeiterstamm der Zeitschrift zurückgriff und deren Anliegen bestärkend zusammenfaßte.

Die neun Gedichte Elisabeth Langgässers aus der *Kolonne* und ihrem anthologischen Appendix weisen sie als eine der stärksten Begabungen dieser Gruppierung aus, und das nicht nur auf die Gedichte bezogen. Gemessen an dem ersten, 1924 veröffentlichten Gedichtzyklus „Der Wendekreis des Lammes. Ein Hymnus der Erlösung“, der über die tradierten Formen religiöser Lyrik nicht auffällig hinausgeht, entstehen etwa ab 1930 Gedichte von ungleich höherem dichterischem Niveau. Sie hat jetzt zu einem Stil gefunden, von dem eine starke Suggestivität ausgeht. Schwer zu sagen, das heißt, ich weiß es nicht zu sagen, wie es zu diesem qualitativen Sprung kam. Der Einfluß Wilhelm Lehmanns, von dem noch zu reden sein wird, setzte erst ab Mitte der dreißiger Jahre ein. Die Entwicklung Lehmanns, der nicht eben typische Wechsel vom Erzähler zum Lyriker, setzt auch erst um diese Zeit ein. Erkennbar wird das neue dichterische Konzept, das vor allem auf Naturbilder und Mythologie baut, in den drei „Hymnen von der letzten Saat“, mit denen sie 1931 von Martin Rockenbach in dem Sammelband *Neue katholische Dichtung* vorgestellt wird:

*Ein jeder Stein wird endlich wieder Erde,
Schoß und Gefährte
Von Trespel und Korn.
Er stürzt vom Sims, zerstäubt am Fuß der Jahre,
Fühlt Wurzeln, taut und sieht zur Nacht das klare,
Verjüngte Horn.*

*Noch trägt er nichts als kleine Mäusegerste,
Beifuß und erste
Verlorene Saat.
Dann bricht er auf und trinkt am Wolkeneuter,
Wird schwer, verwächst und quillt vom Duft der Kräuter
Am Herdenpfad.*

*Ein Widder kommt, gefolgt von Muttertieren.
Wollige führen
Die Lämmer hinaus.
Der Steinbock naht, der Tag und Nacht vereinigt,
Zuletzt kommt Io, länger nicht gepeinigt,
Und ruht sich aus.*

Zwei der Hymnen sind dann 1935 in den Zyklus „Tierkreisgedichte“ eingegangen. Das zitierte Gedicht ist seither unter der Überschrift „Steinbock“ bekannt. Die Naturbilder werden geradezu mit einem trotzigem Stolz, der auf einer rigiden Abwehrhaltung gewachsen sein muß, ins Archetypische zurückversetzt, um sich nur ja möglichst weit von jeglichem

Zeitbezug abzugrenzen. Nicht nur Elisabeth Langgässer hat bei der Neuschöpfung einer lyrisch geformten Gegenwelt zur miserablen Realität solche Distanzbögen geschlagen. Aber kaum jemand neben ihr hat dies so entschieden, so prononciert vorgetragen, Die Natur ist einerseits immer gebändigte, veränderte, also bearbeitete Landschaft. Der Langgässer genügt schon ein Gartenstück, um Natur in ihrer überströmenden Fülle, in ihrer unbändigen Zeugungskraft, in ihrem Kreislauf zwischen Werden und Vergehen vorzuführen. Andererseits ist diese nur aus Ewigkeit und in Ewigkeit bestehende Welt aller sozialen Bezüge entkleidet, was nun gerade für Kramer oder Huchel nicht gilt. Ich sah dann jedoch gerade in solchen Modellen ideale Möglichkeit einer Anknüpfung, in der es darum gehen sollte, Landschaft von Natur an sich abzuheben. Einem Naturbild, das immer nur zeitlose, unwandelbar „heile Welt“ voraussetzt, konnte ich mit meinen Erfahrungen, mit den Zeichen, die mir gesetzt waren, nicht folgen. Ökologisches Bewußtsein gab es bereits um die Jahrhundertwende, was allerdings in der Literatur nur peripher wahrgenommen wird. Zwei Weltkriege haben dafür gesorgt, daß all diese Warnungen verdrängt und vergessen wurden. Gerade unter dem Eindruck der Kriegssereignisse wurde die Natur als eine Trostspenderin gesucht. Jetzt ist nicht mehr abzuweisen, daß die Zerstörung planetarische Ausmaße angenommen hat und die Schäden schon jetzt irreparabel sind. Natur kann so allenfalls Reservat sein, retardierendes Moment im System einer galoppierenden Selbstzerstörung.

Es ist hier nicht der Ort, die überquellende Fülle und den niveaувollen Reichtum moderner Lyrik, als Spitze der Pyramide gesehen, auszubreiten. Es handelt sich bei diesem Überfluß durchaus nicht nur um Rückgriffe auf die Romantik oder um neoromantische Nachklänge. Sehr bewußt wurde auch an die Vorgaben, an die Errungenschaften des Expressionismus angeknüpft. Dies ist bei Peter Huchel ebenso zu studieren wie bei Elisabeth Langgässer. Mich interessiert, was wird neu eingebracht, wie geht es weiter - oder wird nicht doch nur auf der Stelle getreten, wie wird sprachlich aufgeladen, wie wird der kraftvolle Gestus erreicht. Ganz sicher kann man dabei immer auf die Droste verweisen, in deren Gedichten frappierend antizipiert wird und in denen sich Kühnheiten von säkularem Rang finden. Auch wenn ich mit siebzehn, achtzehn Jahren noch nichts von der Verknappung als einem Mittel wußte, mit dem Expressivität zu erreichen ist, beeindruckte mich damals Annette von Droste-Hülshoffs Gedicht „Das Hirtenfeuer“, 1841/42 entstanden. Heute weiß ich, die Poesie steckt im sinnlich-konkreten Detail, dort wo bekanntlich auch Gott und der Teufel zu finden sein sollen. Natürlich verbirgt sie sich auch im unerklärbaren Rest, so wie es Valéry gesagt hat, und später der auf ihm fußende Eugen Gottlob Winkler, also etwa das, was Goethe unter dem Inkommensurablen verstanden wissen wollte. Ich zitiere die ersten Strophen:

DAS HIRTENFEUER

*Dunkel, Dunkel im Moor
Über der Heide Nacht,
Nur das rieselnde Rohr
Neben der Mühle wacht,
Und an des Rades Speichen
Schwellende Tropfen schleichen.*

*Unke kauert im Sumpf,
Igel im Grase duckt,
In dem modernden Stumpf*

*Schlafend die Kröte zuckt,
Und am sandigen Hange
Rollt sich fester die Schlange.*

In solchen Versen meine ich den Ursprung moderner deutscher Naturdichtung zu erkennen. Auch Elisabeth Langgässer hat sich zu diesem Vorbild bekannt. Ihr zyklischer Gestaltungswille ist ohne „Das geistliche Jahr“ als Vorgabe nicht zu denken. Dennoch bleiben dies nur Fingerzeige. Das komplette System des Denkens und Dichtens vermögen sie bei weitem nicht zu erklären. Es bleibt die Frage, woher hat sie das Eigene? Wie hat sich ihr lyrischer Stil ausgebildet? Ihre poetologischen Auskünfte bleiben spärlich. Eines der wenigen, daher um so aufschlußreicheren Selbstbekenntnisse ist der Essay „Die Frau und das Lied“, den sie ihrer Anthologie *Herz zum Hafem. Frauengedichte der Gegenwart* (Leipzig 1933) voranstellte. Ich hätte mir gewünscht, sie wäre zu der Gelegenheit herausgefordert worden, diese fünf Seiten zu fünf Poetikvorlesungen Frankfurter Zuschnitts auszubauen. Mit kühn skizzierenden Strichen entwickelt sie ihre An- und Einsichten:

Als Vorhut kommender Menschheit waren drei Männer gefallen und hatten ihr Werk unter die Sterne gesetzt, bevor es vollendet war: Büchner, der Revolutionär; Hölderlin, der prophetische Sänger eines deutschen Aufbruchs, der das ‚Reich‘ zum Abendland dehnte; Kleist, der Besieger der weiblich-dämonischen Natur, welcher, das ‚Gesetz‘ auf den Lippen, mit dem ‚Prinzen von Homburg‘ unterging, um an der anderen Hemisphäre des Jahrhunderts aufzusteigen. Hinter ihnen rückte die Gegenwart auf, sie drängte nach und war schon da wie junge Schlangenhaut, bevor noch die alte abgestreift ist: Görres überwand die Mystik, indem er sie betrachtete, ordnete und in eine Theologie einbezog, wo sie klein wurde wie die Teufelsklaue am Chorgestühl; über Kant, der die empirische Erkenntnismöglichkeit gegen das Unerforschliche abgegrenzt hatte, und Hegel, dem sich die Erscheinungsformen des Geistigen in dialektischer Entwicklung darstellte, errichtete Marx, unbekümmert darum, wie er seine Bausteine zuhauen mußte, das geschichtsmaterialistische Weltbild als stärksten Gegenpol romantisch-idealistischen Denkens, und aus der Berührung mit Ludwig Feuerbach entsprang die männlichste Lyrik der deutschen Literatur: sang das ‚geübte Herz‘ Gottfried Kellers in kristallklaren Strophen den Schauer einer innerweltlichen Mystik und den ehernen Marschtritt politischer Gesänge.

Auf dem Umbruch dieser Zeit, dem Gebirgskamm des Geistes, trat die Frau, trat das weibliche Genie in die Dichtung ein - in höchster Bewußtheit, von Zweifeln zerrissen, dem eigenen Spiegelbild und den Kräften des Unterbewußtseins gespenstisch gegenübergestellt. Sie tastete sich empor - aber der Himmel war schon sehr ferne geworden, sehr weit und gnadenlos; so grub sie sich in die Erde ein, stieß ‚ihren Scheit drei Spannen in den Sand‘ saß bei Käfern und Asseln und fühlte den Untergang:

Vor mir, um mich der graue Mergel nur;
Was drüber, sah ich nicht; doch die Natur
Schien mir verödet, und ein Bild erstand
Von einer Erde, mürbe, ausgebrannt;
Ich selber schien ein Funken mir, der doch
Erzittert in der toten Asche noch,
Ein Findling im zerfallnen Weltenbau.

Die Wolke teilte sich, der Wind ward lau;
Mein Haupt nicht wagt ich aus dem Hohl zu strecken,
Um nicht zu schauen der Verödung Schrecken,
Wie Neues quoll und Altes sich zersetzte –
War ich der erste Mensch oder der letzte?

Diese Passage aus dem Gedicht „Die Mergelgrube“, ebenfalls 1841/42 geschrieben, rückt genaue Naturbetrachtung mit Forscheraugen in große erdgeschichtliche Zusammenhänge ein. Kosmologisches Ganzheitsdenken sollte zu einem bestimmenden Merkmal moderner Naturdichtung werden. Transzendentes, Metaphysisches, Magisches gehörten gewissermaßen zu den tieferen Schichten einer solchen Welt- und Naturbetrachtung. Das Zitat aus dem Essay soll bezeugen, wie selbstbewußt und selbstverständlich sich die erzscheite Langgässer auch in jenen Sälen bewegte, die Literatur- und Geistesvergangenheit aufbewahren, Sedimentschichten ganz anderer Art. Erstaunlich, was da an Hintergrundwissen geradezu lässig aufgeblättert wird und wie mit ihm gewertet wird. Merkwürdig vielleicht nicht nur mir, welche Rolle sie Gottfried Keller in ihrer Ahnengalerie zudachte. Sie braucht diesen Treppenbau als Vorspann, um der Droste das Wasser reichen zu können. Und wie sie es kann! So entgeht sie durch Überhöhung, die einen Zug ins Heroische hat, wieder einmal der Gefahr, sich auf die Niederungen des Zeitgeistes herablassen zu müssen und in Versuchung zu geraten, sich mit ihren Zeitgenossinnen gemein zu machen. In den Briefen ist nachzulesen, wie despektierlich sie über die Beiträgerinnen ihrer Sammlung dachte, in die ganz sicher auch der von dem ihren beträchtlich abweichende Geschmack Ina Seidels als Kompromiß eingebracht werden mußte.

Was sich die Langgässer an Wissen, an Handwerklichem angeeignet hatte, verraten einige ihrer Antworten, die sie jungen Dichtern gab, wenn sie in den ihr noch verbleibenden fünf Nachkriegsjahren als literarische Instanz angerufen wurde. Unter ihnen Erich Fried und Paul Hübner, Eberhard Horst und Rudolf Langer, der in den siebziger Jahren noch einmal nach langer Schreibpause neu begann, wobei er dann im wesentlichen an Günter Eich anzuknüpfen suchte.

Unmittelbarer als die Droste hat in den Jahren der aufgezwungenen Isolation nach dem Publikationsverbot Wilhelm Lehmann gewirkt. Er wurde ihr dominantes Vorbild und blieb es. An seinen Gedichten nahm sie Maß. Auch hier griff sie zum Mittel der Überhöhung, um ihrer Wertschätzung eine Wertskala zu geben, so sah sie ihn als Nachfahr Walther von der Vogelweides oder bei anderer Gelegenheit als „Shakespeare der Lyrik“. Lehmanns Formensprache galt ihr als „progressiver Expressionismus“, in ihm sei der Expressionismus schöpferisch weiterentwickelt worden. Mir scheint dies weit eher auf die Langgässer selbst zugeschrieben zu sein. Sei dies nun als Definition oder nur als Attribut zu nehmen oder als beides, mir erhellt dies Lehmanns dichterisches Verfahren nicht. Seine große, weiterweisende Leistung scheint mir gerade nicht im Expressiven zu liegen. Aber derlei Überzeichnungen sind wohl aus der Situation der Eichkamper Eingeschränktheit mit all ihren kommunikativen Defiziten zu verstehen. In jenen schwierigen Jahren, der härtesten Bewährungsprobe, die zu denken ist, hielt ihr Lehmann als einer der wenigen Korrespondenzpartner aus dem Reich der Literatur die Treue, während er selbst auch nicht eben mit öffentlicher Anerkennung überhäuft wurde. Unter den mit ihm gewechselten Briefen nimmt jener vom 2. Juni 1943 eine Sonderstellung ein. In diesem bekenntnishaften Dokument sagt Elisabeth Langgässer klipp und klar, was sie von ihm gelernt hat.

Sie haben mich durch Ihre Worte (wenigstens vorläufig) wieder ins Gleichgewicht gebracht und das beständige Schwanken zwischen Depression und Überheblichkeit, das mir echolosem Menschen eigentümlich ist, aufgehoben. Ich weiß, wofür ich Ihnen, schon durch Jahre hindurch, verpflichtet bin. Sie haben meine Starre gelöst, die allzu festen Bindungen von Vision und Gedanke und mir die Furcht genommen, die Bilder stehen zu lassen: unfertig, fließend und beweglich wie der Schoß einer Quelle. Und gleichzeitig habe ich von Ihnen gelernt, immer realer zu werden, immer genauer zu sehen und nichts bloß halbwegs oder annähernd auszusagen. Das, was an und in mir antikes Erbe ist, haben Sie entwickelt im Sinn des Lebendigen, Fließenden, Organischen - es hätte auch marmorn, ja sogar antiquarisch und festgehalten werden können!

In der Genauigkeit des Sehens, das Wissen voraussetzt - bei Fontane heißt es: „Man sieht nur, was man weiß“ - ist Lehmann unübertroffen geblieben. Nicht von ungefähr machte sein Beispiel Schule. Seine Fähigkeit subtilen Wahrnehmens im Sinne eines Entdeckers neuer lyrischer Provinzen hat die Lyrik bereichert. Sein mikrokosmischer Blick, der mit weitreichenden naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgestattet war, führte zu ungewöhnlichen Neuerungen, die so gewichtig sind, daß er zu Recht neben Benn genannt wurde, was immer von späteren Generationen an Abfälligkeiten und Abwertungen geäußert wurde. Das exakte Beobachten zwang allerdings zum Aussparen. Die Segmenttechnik schloß Verengungen ein, zugleich wurde es aber möglich, in neue, in tieferliegende Realitätsschichten vorzustößen, ähnlich wie es hundert Jahre zuvor der Droste gelang. Lehmanns Originalität liegt aber vor allem, und darauf weist die Langgässer hin, in der Fähigkeit, seine angeschauten irdischen Realien ihrer Schwere zu entledigen und sie federleicht anmuten zu lassen, sie zum Schweben zu bringen, was natürlich eine bestimmte Lebenshaltung voraussetzt. Die dabei erreichte Flexibilität und Eleganz im Ausdruck blieb unübertroffen. Die Langgässer, die den Spürsinn für das Wesentliche hatte und sich dies anzuverwandeln vermochte, war eine der getreuesten Schülerinnen ihres Poesielehrers. In dem Essay „Der Dichter Wilhelm Lehmann“ schrieb sie 1948:

Den kreatürlichen Jubel der Schöpfung durch das Werk der Namengebung, Beschwörung und Aufrufung vorbereitet und durch die genaue und visionäre Anschauung der Natur ihre Inhalte mit dem Glanz der Flöte und des verwunschenen Waldhorns emporgehoben zu haben, ist heute und hier für künftige Tage dieses großen Dichters Verdienst.

Im Assoziationsreichtum, im Flüchtig-Fließenden, in das die Realien eingetaucht und damit aufgehoben wurden, hat die Langgässer Möglichkeiten der Vervollkommnung gesehen. Lehmann hat mit seiner heiteren Gelassenheit, mit der er die Welt sah, zur Bändigung ihres zum Überschwang neigenden Temperaments beigetragen. Während seine Naturbesessenheit doch jeweils versachlichende Distanz einschloß, war sie viel expressiver gestimmt. „Verströmungspathos“ wird ihr nachgesagt. Auch Lehmann empfand ihre Gedichte mitunter als zu ekstatisch und überladen. Elisabeth Langgässers Natur schäumt und quillt über vor Aktivitäten wie eine Maschinerie, die auf Hochtouren läuft. Sie vermag sich dabei in einen regelrechten Rauschzustand zu versetzen und so einzutauchen, als wäre sie selbst Teil der von ihr vorgeführten vegetativen Szenerie. So gelangt sie zu Steigerungen von ungewöhnlicher Sprachkraft. Durch die Verwendung von Mythen werden die Naturbilder überhöht. Ein poetisches Mittel, das Vergrößerung und Grenzerweiterung bewirkt. Zugleich jedoch findet Realitätsentrückung und Entzeitlichung statt. Der Poesie wird damit eine

zusätzliche Dimension gewonnen. So wie dies auch für Gott gilt. Sichtbar vor allem im Verlust.

In Wilhelm Lehmann und Oskar Loerke sah die Katholikin Elisabeth Langgässer paganische Dichter. Sie bezog diesen Begriff ausschließlich auf dessen Nebenbedeutung „heidnisch“, was wohl doch mindestens Freigeisterei meint, was ich in beiden Fällen bezweifle, ohne mich auf eine Beweisführung einzulassen. Ich nehme den Begriff des Paganismus auf, wende ihn auf mich an, denn auf mich scheint er viel eher zugeschrieben. Nur schwingt für mich stärker die Erstbedeutung mit, nach der „Pagani“ Dorfbewohner sind. Aus paganischen Gefilden suche ich mich Elisabeth Langgässer zu nähern, die so schwer zu fassen ist und sich auf keine einschichtige Formel bringen läßt. Ich kann mir ihr Wesen am ehesten aus ihren Widersprüchen erklären, so wie sie Horst Krüger als „Junge von nebenan“ in Eichkamp, wo Berlin in den märkischen Sand läuft, erlebt und später beschrieben hat:

Alles kam bei ihr aus der Spannung fast unüberbrückbarer Gegensätze: eine dialektische Existenz, eine paradoxe Natur, durch und durch.

Karl Krolow bezeichnete diese widerstreitenden Gegensätze zwischen „Chaos und Kosmos“, die bei ihr im Wechselspiel von Entfesselung und Zügelung zu literarischer Bewältigung drängten, als das „Christliche und das Mänadische“. Das Religiöse war für sie über die Grundeinstellung, über das Haltgebende hinaus wohl auch ein wesentliches Element der Stabilisierung und der Selbstdisziplinierung. Mit dieser Gegenkraft vermochte sie sich im Gleichgewicht zu halten beziehungsweise dies immer wieder zu erlangen. Wohl verstand sie ihre Dichtung von früh an als christlich. Aber im Gegensatz zu den Traditionalisten, die dieses Feld der Literatur bestellten, genügte ihr das bloße Bekenntnis nicht. Ihr Ehrgeiz zielte auf Erneuerung. Und dies ließ sich nur durch sprachliche Neuschöpfung, durch einen kreativen Umgang mit dem Wort erreichen. In der sprachlichen Gestaltung sah sie ihren „revolutionären Auftrag“. Deswegen wurde sie auch als „Katholikin mit der Jakobinermütze“ apostrophiert. Zu diesem Auftrag gehörte für sie eben auch, nach Gott zu fragen, wenn sie ihn beim ändern vermißte. Charakteristisch für die Offenherzigkeit und die Art ihres Fragens finde ich den Brief an Walter Kolbenhoff vom 3. April 1949, in dem sie sich, bereits von schwerer Krankheit gezeichnet, für seinen Roman *Heimkehr in die Fremde* bedankt, der eben erschienen war. Nachdem sie ein unstimmliges botanisches Detail kritisiert hatte, fuhr sie fort:

Nun werden Sie - je nach Temperament - lachen oder ärgerlich sein auf diese Schulmeisterin, gelt? Oder am Ende keines von beiden? Dann will ich mir ein Herz fassen und Ihnen noch etwas anderes sagen, das mir ungleich wichtiger ist als Dolden oder Teller. Ich habe mich nämlich beim Lesen darüber gewundert, daß in all diesen ungeheuer einprägsamen und von einem tiefen Wahrheitswillen erfüllten Szenen Ihres Buches der Name ‚Gott‘ überhaupt nicht auftaucht. Sind Sie ihm tatsächlich auf der Odyssee durch unsere Nachkriegszeit noch niemals begegnet? Und glauben Sie nicht, daß Sie, ohne ihn zu nennen, nur die Hälfte der Realität haben?

Ich zitiere gerade diesen Passus, weil in ihm der Kern ihres Wesens erkennbar wird und weil ich mich davon herausgefordert fühle. Denn diese Frage hätte sie ebensogut vielen anderen Schriftstellern stellen können. Damals und erst recht heute. Ich glaube, daß sie hier erkennen läßt, wie primär aus dem Existentiellen heraus ihr diese Frage gewesen ist. Von ihr ist im

Grunde erst alles weitere, das meint alles Literarische, abzuleiten. Ich für meinen Teil halte es da mit Hermann Broch, in dessen „Randbemerkungen“ zum „Unauslöschlichen Siegel“ zu lesen ist:

Denn der wahrhaft gläubige Mensch hat es nicht notwendig, über den Glauben zu reden. Nur wer um den Glauben ringt, muß sich mit ihm auseinandersetzen.

Ich muß vielleicht hinzufügen, damit nicht der Eindruck entsteht, ich versteckte mich hinter einem Resonanznamen, so denkt ein Paganus, der in Gefilden aufwuchs, die durch und durch protestantisch geprägt, gefärbt, infiltriert sind, zu denen ich mich bekenne wie auch zur Reihe sächsischer Moralisten, Lessing möge mir die Anmaßung verzeihen. Ich bekenne mich zu diesem geistigen Nährboden über die emphatischen Stunden des Umbruchs hinaus, als wir, die im Herbst 1989 in der Stadtkirche zu Weimar versammelten Bürger, für einige wenige Lebensminuten den Himmel über uns sahen. Über die Schlußfolgerungen aus Luthers Thesenanschlag im „Unauslöschlichen Siegel“ möchte ich angesichts dieser meiner Herkunft und Erfahrungen gar nicht erst reden. Die Abgrenzung kann vorausgesetzt werden. Mir geht es da nicht anders als Rolf Hochhuth. Ich wäre von ihr mit Bestimmtheit nicht angenommen worden. Zum Kreis der in die Mysterien Eingeweihter zähle ich mich nicht. Die Zuweisung des Bösen auf Protestantismus und „finstere Aufklärung“, die, wie ich weiß, auf Vernunft setzt und die Entfaltung der Individualität befördern half, muß schon vor fünfzig Jahren auf Toleranz bedachte Zeitgenossen seltsam weltfremd angemutet haben. Wie erst jetzt, wo es mit dem Zeitalter der Aufklärung zu Ende geht und wo es viel eher geraten scheint, die aus ihr hervorgegangenen Humanitätsideale zu verteidigen? Das Gute in Reinkultur konnte sich nirgendwo und zu keiner Zeit als Lebenspraxis durchsetzen. An Verheißungen hat es indessen nicht gemangelt. Und vermutlich vermittelte jede Epoche das Gefühl erstmals alles Abscheuliche, Grausame und Bösertige von Artgenossen erfahren zu haben. Die Steigerungsformen der Barbarei erwiesen sich bis in unser Jahrhundert als unvorstellbar.

Wem unter uns sollte es heute noch gelingen, das Schicksal Cordelias, der ältesten Tochter Elisabeth Langgässers, nicht mitzudenken. Wie oft habe ich mich gefragt, und ich tue dies immer wieder, hättest du nicht einer von den Dresdnerjungen sein können, die den ehrwürdigen Gelehrten Victor Klemperer auf der Straße bespuckten, weil er den jüdischen Stern tragen mußte? Kann ich meine kleine Dorfwelt mit ihrer an und für sich friedlichen Umgebung, die entfernt an Natur erinnert, dreimal heil sein lassen, wenn ich mich unter einem Zeitungsauhang stehen sehe, auf dem zu lesen war: „Wer beim Juden kauft, ist ein Volksverräter!“? Noch im April 1945 grölte eine Horde zehn- bis vierzehnjähriger Hitlerjungen, uniformiert, ein frühes Ich von mir unter ihnen, blutrünstig antisemitische und antibolschewistische Lieder. Ich frage mich. Ein jeder frage sich. Mit diesen Erlebnissen gespeichert wie späterhin mit den Erfahrungen eines Bürgers, der ein ganz anderes Deutschland gelebt hat, immer gegen den Strich, Anpassung eingeschlossen, mit den noch nicht verkräfteten Eindrücken eines Umbruchs mit all seinen vertanen, verspielten Chancen einer ehrlichen Erneuerung, sage ich allen Ernstes: Ökumene tut not. Zum Glück wird sie ja an der Basis fast überall mit großer, schöner Selbstverständlichkeit im friedlichen Miteinander praktiziert.

Mit Respekt und Bewunderung denke ich an den aus Österreich stammenden Erwin Kräutler, seit 1981 Bischof der brasilianischen Diözese Xingu, dem ich während meiner Stadtschreiberzeit in Salzburg um ein Haar begegnet wäre, der Salzburger Erzbischof hätte

ihm nur die Einreise nicht verwehren dürfen; an Dom Helder Camarra, den früheren Erzbischof von Recife und Olinda, oder an den französischen Armenpriester Abbé Pierre, der das Recht auf eine Wohnmöglichkeit für jedermann als ein menschliches Grundrecht einfordert. Gäbe es eine solche Bewegung in Deutschland, ich würde mich ihr anschließen. In solchem Vorsatz bestärken mich die Erfahrungen, die ich mit einer Demokratie machen mußte, von der ich inzwischen weiß, daß sie nicht für alle, für alle gleichermaßen gilt, die in ihr leben wollen und müssen. Es ist eine Demokratie, die altes Unrecht zu tilgen bemüht ist und nicht sehen will, daß sie neues sich verzehnfachen läßt.

Ich will nicht so fortfahren, obwohl ich weiß, hier beginnt erst alles, was mir und meinesgleichen schwer auf der Seele liegt. Ja, die Langgässer fordert heraus, auch zum Selbstbekenntnis. Ich denke, ich ehre sie am ehrlichsten, am gerechtesten, indem ich mich zu ihr kritisch ins Verhältnis setze. So bleibt sie als Dichterin eher lebendig denn als Kultfigur. Dazu eignet sie sich bei Lichte besehen nicht.

Ich weiß mich mit der Langgässer einig: Poesie ist nie Abbild, immer Gegenwelt. Und erst recht gilt dies heute, wo ihre Randläufigkeit oder gar Überflüssigkeit immer offensichtlicher wird. Gedichte sind nur eine Fiktion, allenfalls eine schöne Fiktion irdischer Vergeblichkeit. Vielleicht sind die ihren wie - in gehörigem Abstand - die meinen, wenn auch von ganz verschiedenen Fundierungen und Ansätzen her, deshalb so auf das Transzendente aus, das zwischen und hinter dem „Sprachleib“ mitschwingt, um auf einen Begriff Eugen Gottlob Winklers anzuspielen. Es muß zwischen Himmel und Erde auch noch etwas geben, das nicht verbalisiert werden muß.

Ich sehe die Langgässer neben Marie Luise Kaschnitz, neben Gertrud Kolmar, Else Lasker-Schüler, Nelly Sachs als eine der großen unverwechselbaren Gestalten der modernen deutschen Lyrik dieses Jahrhunderts. Der Preis will wohl auch so verstanden werden: Er erinnert an eine exemplarische Dichterin, deren Leben in Ihrer Stadt Alzey seinen Anfang nahm und die sich unter extremen Lebensbedingungen bewähren mußte.

Ich danke den Bürgern dieser Stadt für die Ehrung mit dem *Elisabeth Langgässer-Preis*. Namentlich konzentriere ich diese Dankesbezeugung auf den Ersten unter Ihresgleichen, auf Herrn Bürgermeister Benkert. Ich danke allen, die mich auf den Weg gebracht haben, dazu gehört auch Elisabeth Langgässer.

Lassen Sie mich bitte mit einem Gedicht von ihr schließen, einem weniger bekannten, das sich in Gunther Grolls Anthologie *De profundis* von 1946 findet:

FÜRCHTE GOTT

*Schön ist die Wiese, wenn rings in der Fülle
Blume um Blume uns kommt und vergeht.
Giftkraut fürs Grabscheit und Heilkraut zur Stille
Wuchern bewußtlos, indessen der Wille
Worfelt den Samen und wacht und besteht.
Schuppenwurz: Tagedieb,
Stechapfel: Niemand lieb,
Wärt ihr verweht –
Doch auf die Mauerkron
Schreibt ihr in Babylon:
Fürchtet den Samen, von ewig gesät!*

*Schön war die Wiese und schöner das runde
Antlitz des Mondes, dem nichts mehr gebrach.
Aber dann sonderte Stunde um Stunde
Ihn von den Sternen wie Flut von dem Sunde,
Und die Gestirne verdorrten ihm nach.
Fuhrmann und Reiterlein,
Bald muß geschrien sein
Wehe und Ach.
Wolltet ihr schweigen auch,
Spräche der Feigenstrauch:
Fürchtet das Feuer im höchsten Gemach!
Schön ist der Mond, und im Mantel des Fleisches
Ist es der Mensch voller Same und Licht,
Welchen von Hode zu Häupten ein Gleiches
Mehrt wie das Kraut und im Spiegel des Teiches
Tag und Nacht mindert an Glanz und Gesicht.
Scheitelbein, Schädeljoch,
Heute vernahet noch,
Morgen zunicht –
Der euch geworfelt hat,
Heilt euch in Josaphat:
Fürchtet mit Freuden das letzte Gericht!*

Wulf Kirsten, Sonderdruck aus: *Alzeyer Geschichtsbücher*, Heft 29/30, Verlag der Rhein Hessischen Druckwerkstätte, 1994